

Ich würde gerne sagen:

Als ich die Augen öffnete, war nichts mehr, wie es war.

Aber das stimmt nicht.

Als ich die Augen öffnete, war nichts mehr.

Einfach nichts.

Aus einem rechteckigen weißen Kasten, der an einer ebenfalls weißen Zimmerdecke hing, tropfte Licht auf mich herunter wie Milch. Es drang in mich ein und füllte mich aus. Lange lag ich so da und starrte auf das helle Viereck über mir. Ich wollte weglaufen, aber ich konnte mich nicht bewegen. Ich wollte schreien, aber ich hatte vergessen, wie es geht.

Als ich die Augen wieder schloss, sah ich, dass auch in mir drin alles weiß war.

1. Kapitel

„Kira, kannst du mich hören?“

Das grelle Licht in meinen Augen tut mir weh. Ich will ihm ausweichen, aber ich kann den Kopf nicht bewegen. Ich blinzel gegen die Helligkeit an, versuche, etwas zu sagen, aber in meiner Kehle steckt ein Fremdkörper, etwas, das mir den Hals aufreißt, etwas, das brennt und das sich nicht herunterschlucken lässt.

Ich bewege meine Lippen. Die Haut ist spröde und aufgerissen.

„Pst, Kira. Nicht sprechen. Ruh dich aus.“

Dann fühle ich etwas anderes an meinem Mund. Etwas Weiches, Feuchtes. Watte vielleicht. Jemand tupft meine Lippen ab.

„Alles klar, Frau Berger, sie ist wieder bei uns. Jetzt ist es nur noch eine Frage der Zeit.“

Die Stimme, die das sagt, ist männlich. Das grelle Licht ist verschwunden. Ich höre ein Schluchzen.

„Wird sie ...? Ich meine, kann sie ... kann sie mich verstehen?“

Eine Frau. Ich schließe die Augen.

„Wir müssen abwarten. Noch kann man nichts sagen.“

„Kira, hörst du mich? Kira, schau mich an. Kira, ich bin's, deine ...“

„Bitte, Frau Berger. Beruhigen Sie sich. Kira schläft. Sie müssen Geduld haben, viel Geduld.“

„Aber wird sie ...?“

Wieder dieses Schluchzen.

„Geduld, Frau Berger. Gehen Sie nach Hause und legen Sie sich ein paar Stunden hin. Sobald es etwas Neues gibt, rufen wir Sie an. Versprochen.“

Ich bin müde. So schrecklich müde. Dankbar versinke ich wieder in meiner weißen Welt.

2. Kapitel

Von irgendwoher dringt ein gleichmäßiges Summen zu mir.

Ich öffne die Augen.

Diesmal ist das Licht bläulich. Wie Nebelschwaden wabert es durch den Raum und hüllt mich ein. Ich starre eine Weile auf den rechteckigen Kasten an der Decke, der heute fast im Dunkeln liegt. Das blaue Leuchten muss eine andere Quelle haben. Eine Weile liege ich ganz still. Versuche herauszufinden, wo ich anfangen und wo ich aufhöre. Meine Arme liegen seitlich neben mir. Ich spüre meine Finger. Krümme sie, strecke sie wieder. In meinen linken Handrücken schießt ein Schmerz. Etwas bohrt sich unter die Haut. Ich versuche, die Hand zu heben, aber irgendetwas hindert mich daran. Auch die andere Hand lässt sich nicht bewegen. Ich spüre einen Schlauch, der durch meine Nase in meinen Hals führt. Das Schlucken brennt wie tausend Nadelstiche.

Ich beginne, meinen Kopf zu drehen. Millimeter für Millimeter.

Neben mir sehe ich Geräte. Einen Ständer mit einer durchsichtigen Plastikflasche, die kopfüber darin steckt. Jede Menge Schläuche. Und Drähte. Auf einem Monitor blinken rote Ziffern, deren Bedeutung ich nicht verstehe. Auch das Summen kommt aus dieser Richtung.

Mein Kopf tut so weh. Ganz langsam drehe ich ihn zurück, bis ich wieder den weißen Kasten an der Decke über mir sehe.

Das Summen in meinem Kopf wird lauter. Schwillt an zu einem Brummen. Immer lauter. Dann – plötzlich – ein Quietschen. Hoch und schrill. Dazu das grässliche Geräusch von Metall, das über Asphalt schabt. Ein Krachen. Ein Splittern. Ein Schrei.

Und dann endlich Stille. Einfach nur Stille. Ich schließe die Augen und falle zurück in das weiße Licht.

*Der Wald.
Ein dunkler Schatten nur.
Und auf dem Asphalt glitzert das Eis wie ein Spiegel.
Ihr Atem gleicht dem eines gehetzten Tiers.
Ein Schrei zerreißt die Nacht.
Und dann ist es ruhig.
Im weißen Schnee zwischen schwarzen Bäumen.
Das Blut macht keine Geräusche.*

3. Kapitel

Mund öffnen – schlucken. Mund öffnen – schlucken.

An meinem Bett sitzt wieder diese Frau. Sie schiebt mir mit einem Löffel warme Suppe in den Mund. Die Schläuche in meinem Hals sind weg. Aber das Schlucken tut weh. Alles in mir ist Schmerz.

„Ich bin deine Mutter“, sagt sie.

Sie sagt es immer wieder. Und sie sagt es so, als wolle sie es auswendig lernen. Ich bin deine Mutter.

Ich sehe sie an, öffne den Mund – schlucke. Endlich legt sie den Löffel zur Seite und stellt den Teller weg. Mit einem Tuch tupft sie meinen Mund ab.

Das Sprechen tut mir immer noch weh. Trotzdem könnte ich jetzt etwas sagen. Mit dem Arzt habe ich schon gesprochen. Er hat mir erklärt, dass ich einen Unfall hatte und für ein paar Tage vollkommen weggetreten war. Und dass alle froh sind, dass ich wieder da bin. Mit alle meint er die Frau, die an meinem Bett sitzt.

Ich kenne sie nicht.

Der Arzt sagte: Doch, du kennst sie. Sie ist deine Mutter. Du erinnerst dich nur nicht. Aber das kommt wieder. Alles wird gut.

Ich sehe, wie sie darauf wartet, dass ich mich erinnere. Sie wartet, dass ich etwas zu ihr sage. In der rechten Hand zerknüllt sie das Tuch, mit dem sie mir eben noch im Gesicht herumgewischt hat. Mit der linken tupft sie an meiner Bettdecke. Das Problem ist, sie will ja nicht, dass ich *irgendetwas* sage. Irgendetwas wäre nicht schwer.

„Möchtest du noch einen Schluck trinken?“ Sie greift nach dem Wasserglas auf dem Nachttisch.

Ich nicke. Selbst das Nicken tut mir weh. Sie schiebt eine Hand unter meinen Kopf und setzt mir das Glas an die Lippen. Vorsichtig trinke

ich ein paar Schlucke. Dann nimmt sie das Glas wieder weg.
„Danke“, sage ich und lehne mich wieder zurück. Ich versuche ein Lächeln. Ob es mir gelingt, weiß ich nicht, denn ich habe alles vergessen. Ich habe sogar vergessen, wie man lächelt.

„Wie geht es dir heute?“

Wieder dieses Warten in der Stimme. Diese angespannte Hoffnung. Ich könnte sagen: Besser, Mama, es geht mir schon viel besser. Aber ich sage es nicht. Ich bringe es nicht fertig. Ich kann dieses *eine* Wort nicht aussprechen.

Langsam drehe ich meinen Kopf zum Fenster. Seit ein paar Tagen liege ich in einem anderen Zimmer. Ich erinnere mich an den weißen Kasten über meinem Bett und das schwache blaue Leuchten. Und ich erinnere mich an das gleichmäßige Piepsen. Das Licht und die Geräusche fehlen mir. Denn es sind die einzigen Erinnerungen, die ich habe. Ich bin siebzehn Jahre alt. Das haben sie mir gesagt. Ich bin siebzehn Jahre alt und das Einzige, an das ich mich aus meinem bisherigen Leben erinnere, sind ein paar Geräte, die piepsen und leuchten. Mehr nicht.

„Kira?“

Ich wende den Kopf wieder der Frau zu. Sie nennt mich Kira. Der Arzt nennt mich auch Kira. Auch die Schwestern sagen Kira zu mir. Ich bin mir sicher, dass ich diesen Namen noch nie zuvor gehört habe.

Du heißt Kira, hat der Arzt gesagt. *Du hast es nur vergessen.*

Kann es wirklich sein, dass man seinen eigenen Namen vergisst? Und wer ist man überhaupt, wenn man nicht einmal mehr seinen Namen weiß?

Wer bin ich?

Ich höre ein leises Wimmern. Die Frau an meinem Bett zuckt zusammen. Erst da wird mir klar, dass ich es bin, die gewimmert hat.

„Kira, ist alles in Ordnung? Tut dir was weh? Kira, sag doch was!“

„Alles okay“, sage ich leise.

Dabei möchte ich eigentlich schreien. Nichts ist okay, gar nichts. Ich weiß nicht, wer ich bin. Ich weiß nicht, *was* ich bin. Ich weiß nicht, wer du bist. Ich weiß NICHTS. Wie könnte da irgendetwas okay sein?

Draußen vor dem Fenster sehe ich die Zweige eines Baums. Eines kahlen Baums. Warum weiß ich, dass das ein Baum ist? Und warum weiß ich nicht mehr, wie ich heiße?

Wenn ich die Augen schließe, sehe ich viele Bäume. Ich sehe meinen Atem, der wie Nebelschwaden zwischen den Bäumen verschwindet. Ich höre mein Keuchen. Und die Bäume ziehen immer schneller vorbei. Dann sind sie plötzlich überall. Oben, unten, neben mir. Ich falle. Immer tiefer falle ich. Ich höre einen Schrei. Dann ein Krachen. Und dann ist da nur noch Stille.

„Kira, was ist los? Erinnerst du dich an etwas? Kira? Sprich mit mir!“

Die Frau legt mir eine Hand auf den Arm.

Ich wende ihr den Kopf wieder zu.

„Da waren Bäume“, sage ich leise. Sie nickt.

„Ja, weiter. An was erinnerst du dich noch?“

Ich hasse die Hoffnung, die in ihrer Stimme mitschwingt.

„Ich weiß nicht. Nur an Bäume. Viele Bäume. Und sie waren überall.“
Sie seufzt.

„Und dann war da noch ein Schrei. Und ein Krachen.“

„Der Unfall: Du hast dich an deinen Unfall erinnert!“ Sie wirkt ganz aufgeregt. „Du bist mit dem Roller in der Kurve weggerutscht. Dann bist du in den Abgrund gestürzt. Du wärst vermutlich nicht mehr am Leben, wenn der Baum dich nicht abgefangen hätte.“

Ich nicke. Das hat mir der Arzt auch schon erzählt. Ich bin mit dem Roller von der Straße abgekommen. In einer völlig vereisten Kurve. Ich wäre in den Fluss gestürzt, hätte da nicht dieser Baum gestanden.